

---

Peter Szondi

---

Hölderlin-Studien. Mit einem  
Traktat über philologische  
Erkenntnis

---

---

edition suhrkamp

---

SV

---

# edition suhrkamp

Redaktion: Günther Busch

Peter Szondi, geboren 1929, gestorben im Oktober 1971, war Ordinarius der Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft an der Freien Universität Berlin. Schriften u. a.: *Theorie des modernen Dramas* (1956), *Versuch über das Tragische* (1961), *Satz und Gegensatz. Sechs Essays* (1964).

Die Krise im Selbstverständnis der Literaturwissenschaft ist auf dem Deutschen Germanistentag 1968 in Berlin, nicht zum ersten Mal, offen zutage getreten. Den häufig formulierten Vorwurf mangelnder Wissenschaftlichkeit der Germanistik greift Szondi auf, wenn er in seinem Traktat *Über philologische Erkenntnis* der Frage nachgeht, warum die deutsche Literaturwissenschaft sich »so gut wie ganz dem Problem der Hermeneutik verschließt«. Ausgehend von einer Kritik am Positivismus und an der überlieferten Literaturgeschichtsschreibung weist Szondi einen möglichen Weg zu einer literarischen Hermeneutik: einer Methode, deren Wissenschaftlichkeit dadurch verbürgt ist, daß ihre Prinzipien aus der Beschaffenheit der literarischen Werke gewonnen werden, durch Einsicht in »die Logik ihres Produziertseins« (Adorno). Die Praktikabilität und Integrität dieser Konzeption erweist sich in den Einzeluntersuchungen über den hymnischen Spätstil Hölderlins, dessen Verhältnis zum Weimarer Klassizismus und über die Hölderlinsche Poetik, in der die Lehre von den Dichtarten, wie auch bei Schiller und Friedrich Schlegel, denen ein Exkurs gewidmet wird, zugleich Geschichtsphilosophie ist. Damit kehrt Szondi zu den theoretischen Voraussetzungen seines ersten Buches, *Theorie des modernen Dramas*, zurück, von dem in der *edition suhrkamp* inzwischen das 50. Tausend gedruckt und das in mehrere Sprachen übersetzt worden ist.

Peter Szondi  
Hölderlin-Studien  
Mit einem Traktat über  
philologische Erkenntnis

Suhrkamp Verlag

6. Auflage 2015

Erste Auflage 1970

edition suhrkamp 379

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1967

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-10379-1

*Unterschiedenes ist gut.*

Hölderlin



# Inhalt

Über philologische Erkenntnis 9

## I

Der andere Pfeil

Zur Entstehungsgeschichte des hymnischen Spätstils 37

Er selbst, der Fürst des Fests. Die Hymne *Friedensfeier* 62

## II

Überwindung des Klassizismus

Der Brief an Böhlendorff vom 4. Dezember 1801 95

Gattungspoetik und Geschichtsphilosophie

Mit einem Exkurs über Schiller, Schlegel und Hölderlin 119

Anhang: *Die Bedeutung der Tragödien*. Text und

Kommentar 170

Literaturverzeichnis 173

Nachweise 177





## Über philologische Erkenntnis

Wer nach der Erkenntnisweise der Literaturwissenschaft fragt, begibt sich auf ein Gebiet, dem der alte Briest seine Lieblingswendung schwerlich versagt hätte. Es empfiehlt sich daher, das weite Feld schon im Eingang zu begrenzen. Ein Satz aus Schleiermachers *Kurzer Darstellung des theologischen Studiums* gibt nicht nur an, was hier unter »Erkenntnis« verstanden werden soll, er weist auch schon den Weg dorthin, wo sich deren Problematik für die Literaturwissenschaft verbirgt: *Das vollkommene Verstehen einer Rede oder Schrift ist eine Kunstleistung und erheischt eine Kunstlehre oder Technik, welche wir durch den Ausdruck Hermeneutik bezeichnen.*<sup>1</sup> Es mag überraschen, daß der Begriff der Erkenntnis, statt sich auf den Ideengehalt und die Struktur des Kunstwerks sowie auf dessen Stellung im geschichtlichen Zusammenhang zu beziehen, auf das bloße Textverständnis beschränkt werden soll. Zudem mag Erkenntnis, ein philosophischer Begriff, befremden in der Philologie. Aber diese Wirkung verwiese im Grund nicht minder auf das Vorhandensein einer spezifisch philologischen Erkenntnisproblematik als die Frage, die sich bei dem zitierten Satz von selber aufdrängt: warum nämlich die Literaturwissenschaft, die im *vollkommenen Verstehen einer Schrift* ihre Aufgabe sehen muß, die von Schleiermacher geforderte und in theologischen Vorlesungen auch entworfene Lehre nicht nur nicht weiterentwickelt hat, sondern sich den Problemen der Hermeneutik so gut wie ganz verschließt. In keinem der germanistischen Lehrbücher wird der Student mit den prinzipiellen Fragen des Textverständnisses bekannt gemacht; kaum je werden diese Fragen in den Diskussionen der Gelehrten aufgeworfen

1 Fr. D. E. Schleiermacher, *Hermeneutik*. Hrsg. H. Kimmerle. Heidelberg 1959, S. 20.

und als häufige Quelle ihrer Meinungsverschiedenheiten erkannt.

Daß es eine theoretische Hermeneutik im germanistischen Bereich nicht gibt, könnte mit ihrem reflexiven Wesen zusammenhängen. In der Hermeneutik fragt die Wissenschaft nicht nach ihrem Gegenstand, sondern nach sich selber, danach, wie sie zur Erkenntnis ihres Gegenstands gelangt. Auch ohne dieses hermeneutische Bewußtsein gibt es Erkenntnis. Aber nicht nur ist der Stand der Unreflektiertheit der Wissenschaft inadäquat; wie wenig es der ihre ist, kann unschwer der seit Jahrzehnten nicht verstummenden methodologischen Diskussion entnommen werden. Der Grund ist also anderswo zu suchen, im Selbstverständnis der Literaturwissenschaft. Daß die Problematik der philologischen Erkenntnis in der Germanistik kaum beachtet wird, scheint damit zusammenzuhängen, daß sie sich als Wissenschaft versteht, daß sie im Wissen, mithin in einem Zustand, ihr Wesensmerkmal sieht. Ein Blick auf die Verhältnisse in Frankreich und den angelsächsischen Ländern zeigt, daß dies durchaus nicht selbstverständlich ist. Die Gefahr, daß dieser Hinweis als Lob des Unwissenschaftlichen könnte mißverstanden werden, ist kein zu hoher Preis für die Erkenntnis, daß die Literaturwissenschaft gerade um ihrer Wissenschaftlichkeit willen nicht die Wissenschaft sein kann, die sie, den älteren Schwesterwissenschaften nachstrebend, oft sein möchte.

Die gelehrte Beschäftigung mit Werken der Literatur heißt auf englisch »literary criticism«, sie ist keine »science«. Ähnlich verhält es sich im Französischen. Wenn auch das deutsche Wort »Kritik« für diesen Bereich kaum mehr zu retten ist, so wäre es doch vermessen, den englischen, amerikanischen und französischen Vertretern dessen, was das Wort in ihrer Sprache meint, Unwissenschaftlichkeit vorwerfen zu wollen. Daß sie ihr Geschäft nicht als Wissenschaft verstehen, zeugt vom Bewußtsein, daß die Erkenntnis von Werken der Kunst ein anderes Wissen bedingt und ermöglicht, als es die übrigen

Wissenschaften kennen. Seit Dilthey braucht der prinzipielle Unterschied zwischen Naturwissenschaft, der des 19. Jahrhunderts, und Geisteswissenschaft nicht mehr erörtert zu werden, wengleich die Literaturwissenschaft noch nicht all ihren seinerzeit den Naturwissenschaften entlehnten und dem eigenen Gegenstand unangemessenen Kriterien und Methoden entsagt haben dürfte. Aber gerade der Hinweis auf Diltheys Leistung macht die Einsicht notwendig, daß das philologische Wissen auch vom historischen sich grundsätzlich unterscheidet. Der Dreißigjährige Krieg und ein Sonett des Andreas Gryphius werden so wenig auf gleiche Weise zum Gegenstand des Wissens, daß die Geschichtswissenschaft in diesem Punkt den exakten Naturwissenschaften näher als der Literaturwissenschaft zu stehen scheint. Was die Literaturwissenschaft gegenüber der Geschichtswissenschaft kennzeichnet, ist die unverminderte Gegenwartigkeit auch noch der ältesten Texte. Während die Geschichtswissenschaft ihren Gegenstand, das vergangene Geschehen, aus der Ferne der Zeiten in die Gegenwart des Wissens, außerhalb dessen es nicht gegenwärtig ist, hereinholen muß und kann, ist dem philologischen Wissen immer schon die Gegenwart des Kunstwerks vorgegeben, an dem es sich stets von neuem zu bewähren hat. Diese Bewährung ist nicht zu verwechseln mit jener Überprüfung des Gewußten, auf die keine Wissenschaft, auch die Naturwissenschaft nicht, verzichten kann. Dem philologischen Wissen ist ein dynamisches Moment eigen, nicht bloß weil es sich, wie jedes andere Wissen, durch neue Gesichtspunkte und neue Erkenntnisse ständig verändert, sondern weil es nur in der fortwährenden Konfrontation mit dem Text bestehen kann, nur in der ununterbrochenen Zurückführung des Wissens auf Erkenntnis, auf das Verstehen des dichterischen Wortes.

Das philologische Wissen hat seinen Ursprung, die Erkenntnis, nie verlassen, Wissen ist hier perpetuierte Erkenntnis – oder sollte es doch sein. Wohl kennen auch die anderen Wis-

senschaften eine Rückbesinnung dieser Art. Im chemischen Experiment wird die Eigenart der Elemente und ihrer Verbindungen immer wieder erneut demonstriert; die Quellenkunde führt das Entstehen des historischen Wissens jederzeit aufs neue vor. Aber weder die Chemie noch die Geschichtswissenschaft haben ihr Ziel in solcher Rekonstruktion, die pädagogischen Zwecken dient. Aufgabe dieser Wissenschaften ist, die Kenntnis ihres Gegenstands zu vermitteln, den erkannten Gegenstand für das Wissen abzubilden. Anders in der Literaturwissenschaft. Kein Kommentar, keine stilkritische Untersuchung eines Gedichts darf sich das Ziel setzen, eine Beschreibung des Gedichts herzustellen, die für sich aufzufassen wäre. Noch deren unkritischster Leser wird sie mit dem Gedicht konfrontieren wollen, sie allererst verstehen, wenn er die Behauptungen wieder in die Erkenntnisse aufgelöst hat, aus denen sie hervorgegangen. Das zeigt besonders deutlich der Extremfall des hermetischen Gedichts. Interpretationen sind hier Schlüssel. Aber es kann nicht ihre Aufgabe sein, dem Gedicht dessen entschlüsseltes Bild an die Seite zu stellen. Denn obwohl auch das hermetische Gedicht verstanden werden will und ohne Schlüssel oft nicht verstanden werden kann, muß es doch in der Entschlüsselung als verschlüsseltes verstanden werden, weil es nur als solches das Gedicht ist, das es ist. Es ist ein Schloß, das immer wieder zuschnappt, die Erläuterung darf es nicht aufbrechen wollen. Indem aber für den Leser eines Kommentars das Wissen des Interpreten wieder zur Erkenntnis wird, gelingt auch ihm das Verständnis des hermetischen Gedichts als eines hermetischen.

Das philologische Wissen darf also gerade um seines Gegenstands willen nicht zum Wissen gerinnen. Auch für die Literaturwissenschaft trifft merkwürdigerweise zu, was Ludwig Wittgenstein zur Kennzeichnung der Philosophie gegenüber den Naturwissenschaften sagt: »Die Philosophie«, heißt es im *Tractatus logico-philosophicus*, »ist keine Lehre, sondern eine Tätigkeit. Ein philosophisches Werk besteht wesentlich aus

Erläuterungen.«<sup>2</sup> Davon scheinen die englischen und französischen Bezeichnungen für die Literaturwissenschaft ein Bewußtsein zu haben. Sie betonen nicht das Moment des Wissens, sondern das der kritischen Tätigkeit, des Scheidens und Entscheidens. In der Kritik wird nicht bloß über die Qualität des Kunstwerks entschieden, sondern auch über falsch und richtig; ja, es wird nicht bloß über etwas entschieden, sondern Kritik entscheidet sich selbst, indem sie Erkenntnis ist. Es wird darum kein Zufall sein, daß der angelsächsische literary criticism, im Gegensatz zur deutschen Literaturwissenschaft, den hermeneutischen Problemen sich immer wieder zugewandt hat: I. A. Richards' *The Philosophy of Rhetoric*, William Empsons *Seven Types of Ambiguity* sind Beispiele dafür.

Das Fehlen eines hermeneutischen Bewußtseins in der deutschen Literaturwissenschaft scheint also damit zusammenzuhängen, daß die Literaturwissenschaft die Eigenart des philologischen Wissens zu wenig beachtet, daß sie allzu leicht die Kluft übersieht, welche sie von den anderen Wissenschaften, nicht zuletzt von der Historie, trennt. Der Eindruck verstärkt sich, wenn man dem zweiten Moment im Selbstverständnis der Literaturwissenschaft nachgeht, nämlich der Frage, wie sie ihr Wachstum, ihre Entwicklung begreift. Die Tätigkeit, durch die das Wissen bereichert und verwandelt wird, heißt Forschung. Daß es sie in der Literaturwissenschaft wie in jeder anderen Disziplin gibt, widerspricht nicht der Behauptung, daß sich das philologische Wissen nicht als die perpetuierte Erkenntnis verstehen will, die es von seinem Gegenstand her sein müßte. Denn auch der Begriff des Forschens verrät diese Position, und auch hier zeigt der englische und französische Sprachgebrauch ein anderes Bild. Den Wörterbüchern wie auch der Rede vom »forschenden Blick« zufolge bedeutete »Forschen« einst Fragen und Suchen. Aber das Mo-

<sup>2</sup> Satz 4, 112. In: Ludwig Wittgenstein, *Schriften*. Frankfurt a. M. 1960, S. 31.

ment des Fragens, mithin auch der Erkenntnis, ist dem Wortinhalt immer mehr abhanden gekommen, das Forschen ist zum bloßen Suchen geworden. Indem der Literaturwissenschaftler von seinen Forschungen spricht, gibt er zu, daß er seine Tätigkeit mehr als eine Suche nach etwas versteht, das es gibt und nur noch aufzufinden gilt, denn als Erkennen und Verstehen. Auch hier wird mehr Beachtung geschenkt der Kenntnis als der Erkenntnis.

Das freilich hat seine wissenschaftsgeschichtlichen Gründe. Die moderne Geschichts- und Literaturwissenschaft entstand im neunzehnten Jahrhundert im Gegenzug gegen die spekulativen Systeme des Deutschen Idealismus. Hegels *Um so schlimmer für die Tatsachen* mußte gesühnt, die spekulative Erkenntnis der Tatsachenforschung geopfert werden. Der Ertrag der positivistischen Richtung ist zu groß, als daß diese Entwicklung beklagt werden sollte. Die Dankbarkeit gegenüber den Forschungen der Positivisten von einst und jetzt, auf denen man weiterbauen könne, gehört denn auch zu den oft geäußerten Gefühlen gerade der Theoretiker und Interpreten. Schon 1847 schrieb der Literarhistoriker Theodor Wilhelm Danzel beim Abwägen der Verdienste der beiden extremen Möglichkeiten, »die geistlose Empirie« gebe »immer doch wenigstens einen authentischen Stoff an die Hand, welcher noch vergeistigt werden kann, aber das geistreiche Reden von Dingen, die gar nicht vorhanden sind«, sei »gar nichts nütze: ex nihilo nihil fit«. <sup>3</sup> Selbst wenn man von der Frage absieht, ob die Kategorie des »Vorhandenseins« dem Geist adäquat ist, bleibt diese Bevorzugung des Positivismus eine Selbsttäuschung. Denn sofern die Philologie Sprache und Literatur, und nicht außerliterarische Fakten wie Biographie und Textüberlieferung, erforscht, gibt es für sie jene »geistlose Empirie«, von der Danzel sich einen authentischen Stoff verspricht, nicht. Die Kluft zwischen objektiver Tatsachen-

<sup>3</sup> Zitiert nach: E. Ermatinger, *Philosophie der Literaturwissenschaft*. Berlin 1930, S. 25.

forschung und subjektiver Erläuterung ist allemal kleiner, als sowohl der Positivist wie der Interpret wahr haben möchten. Der Interpret, der die Tatsachen mißachtet, mißachtet auch die Gesetze der Interpretation (es gibt keine »Überinterpretation«, die nicht auch schon falsch wäre); der Positivist, welcher der als subjektiv verschrienen Erkenntnis entsagt, begibt sich zugleich der Möglichkeit, das Positive zu erforschen. Der Satz Diltheys, daß dem Erklären der Naturwissenschaften in den Geisteswissenschaften das Verstehen gegenübersteht, gilt auch für die philologische Tatsachenforschung. Sobald sie um einer vermeintlichen Objektivität willen das erkennende Subjekt auszuklammern sucht, läuft sie Gefahr, die subjektiv geprägten Tatsachen durch unangemessene Methoden zu verfälschen, ohne dabei den Irrtum gewahren zu können. Indem die Forschung sich der Empirie ausliefert, kann sie sich der subjektiven Erkenntnis auch als bloßer Kontrollinstanz nicht mehr bedienen.

Diese Fragen, die für die Erkenntnisproblematik der Literaturwissenschaft von entscheidender Bedeutung sind, können nur an einem konkreten Beispiel untersucht werden. Als solches bietet sich eine Auseinandersetzung um die erste Strophe von Hölderlins Hymne *Friedensfeier* an. Die Strophe lautet:

*Der himmlischen, still wiederklingenden,  
Der ruhigwandelnden Töne voll,  
Und gelüftet ist der altgebaute,  
Seeliggewohnte Saal; um grüne Teppiche duftet  
Die Freudenwolk' und weithinglänzend stehn,  
Gereifester Früchte voll und goldbekränzter Kelche,  
Wohlangeordnet, eine prächtige Reihe,  
Zur Seite da und dort aufsteigend über dem  
Geebneten Boden die Tische.  
Denn ferne kommend haben  
Hieher, zur Abendstunde,  
Sich liebende Gäste beschieden.*



Dazu wird in den Erläuterungen der Großen Stuttgarter Ausgabe folgendes bemerkt: »Einige Erklärer wollen in diesem dichterisch erbauten und erhöhten Raum der Gottesbegegnung durchaus die Metapher einer Landschaft sehen. [...] Wäre indes eine Metapher gemeint, so stünde sie in Hölderlins gesamtem Werk ohne Beispiel da. Denn zumeist handelt es sich bei solchen metaphorischen Vorstellungen um ausgeführte Vergleiche, geradezu um ausdrückliche Gleichungen wie *Brod und Wein* v. 57 (*der Boden ist Meer! und Tische die Berge*); immer aber bleibt die Beziehung auf das mit der Metapher Gemeinte durch Namensnennung deutlich wie zum Beispiel noch in der kühnsten Bildverwandlung: *Von tausend Tischen duftend* (*Patmos*, spätere Fassungen, v. 30), wo vorher von *Gipfeln* die Rede war; denn im nächsten Vers schon steht verdeutlichend der Name *Asia*, und vorher sind die *Länder* erwähnt (v. 24). Hier aber wird nirgends auf eine [...] Landschaft hingedeutet.«<sup>4</sup> Eine der Interpretationen, auf die sich dieser Kommentar polemisch bezieht, hat folgenden Wortlaut: »Ein Festsaal ist [...] aufgerufen, mit wohlangeordneten Tischen, *Gereifester Früchte voll und goldbetränkter Kelche*. Es ist, wie sogleich klar wird, ein Landschaftssaal gewaltigen Ausmaßes, der das Friedensfest der Götter beherbergen soll, und man erinnert sich der Verse aus *Brod und Wein*, in welchen auf ähnliche Weise die Landschaft als Raum der Götterversammlung gesehen ist: *Festlicher Saal! der Boden ist Meer! und Tische die Berge, / Wahrlich zu einzigem Brauche vor Alters gebaut!*«<sup>5</sup>

Umstritten ist also, ob eine Stelle metaphorisch gemeint ist oder nicht. Das ist eines der ältesten Probleme der Hermeneutik überhaupt, zu deren Ursprüngen die theologische Auseinandersetzung um den allegorischen Schriftsinn des Alten Testaments gehört.<sup>6</sup> Aber im Gegensatz dazu handelt es

4 SW 3/549.      5 Allemann, *Zur Wiederentdeckung*, ähnlich in: *Friedensfeier*, S. 73.      6 Vgl. W. Dilthey, *Die Entstehung der Hermeneutik*. In: *Ges. Schriften*. Leipzig und Berlin 1924. Bd. 5, S. 317 ff.

sich bei Hölderlins Strophe um eine Frage, die nicht prinzipieller, geschweige denn dogmatischer Natur ist. Es geht einzig um die Erkenntnis, ob in diesem besonderen Fall eine Metapher vorliegt oder nicht. Diese Frage soll hier nicht einfach weiterdiskutiert werden, vielmehr ist nach den erkenntnistheoretischen und methodologischen Prämissen der beiden Argumentationen zu fragen.

Die Widerlegung der metaphorischen Deutung beruft sich auf den Unterschied, der zwischen den beiden Schilderungen des Saals unleugbar besteht. Den ausdrücklichen Gleichungen in *Brod und Wein* (*der Boden ist Meer! und Tische die Berge*) steht in *Friedensfeier* nichts Entsprechendes gegenüber. Dieser Hinweis indessen hätte nur dann Beweiskraft, wenn in der metaphorischen Deutung die Stelle aus *Brod und Wein* ebenso als Beleg benützt würde, wie es in der Gegenbehauptung geschieht, derzufolge Metaphern bei Hölderlin immer durch Namensnennung als solche kenntlich gemacht sind. Im Gegensatz dazu soll aber mit dem Zitat in der metaphorischen Deutung nichts bewiesen werden. Daß ein Landschaftssaal gemeint ist, wird »klar«, heißt es hier, man beruft sich also auf die Evidenz. Diese Evidenz verdankt sich einerseits einzelnen Stellen der Schilderung selbst (die Freudenwolke duftet um grüne Teppiche, die Tische stehen auf dem geebneten Boden), andererseits aber der Stelle aus *Brod und Wein*, die den metaphorischen Charakter der Friedensfeierstrophe zwar nicht beweisen kann, aber im Verein mit dem zweiten Gegenbeispiel aus *Patmos* (*Von tausend Tischen duftend*) klar macht, daß die metaphorische Beziehung zwischen Landschaft und Saal, zwischen Berg und Tisch ein wichtiges Element von Hölderlins dichterischer Sprache ist. Gibt man dies zu, so stellt sich die Frage, welche Rolle der Unterschied zwischen den beiden Schilderungen des Saals für die Evidenz der Metaphorik in der Friedensfeierstrophe spielt: spricht er dagegen oder dafür? Wer diesen Unterschied als Gegenargument benützt, geht nicht von der einzelnen Stelle aus, auch

nicht von der stilistischen Eigenart des ganzen Gedichts, sondern von einem Stellenkatalog, in dem sich die verwandten Belege gegenseitig stützen, den Einzelgänger aber verfemen. Dieser Gesichtspunkt entspricht dem berechtigten Drang der Philologie zur Objektivität. Aber wenn sie sich Objektivität einzig vom Belegmaterial verspricht und der subjektiven Evidenz mißtraut, versperrt sie sich auch den Weg zur Subjektivität der Dichtung, zu dem individuellen Vorgang, dessen Ergebnis die Stelle ist, welche sie als ihr Objekt nach deren eigenem Gesetz zu erkennen hat, wenn anders sie Wissenschaft sein will.

Zur Rekonstruktion dieses Vorgangs ist daran zu erinnern, daß die Elegie *Brod und Wein* nach Angabe der Stuttgarter Ausgabe im Herbst 1800 oder früher begonnen und im Winter 1800/01 vollendet wurde. Als historischer Ausgangspunkt von *Friedensfeier* gilt der Lunéviller Friedensschluß vom Februar 1801, die Hymne ist 1801 oder 1802 vollendet worden. Beachtet man die Chronologie der Entstehungsdaten der beiden Gedichte, aber auch die geringe Zeitspanne, die zwischen ihnen liegt, so wird deutlich, daß das philologische Postulat der analogen Belege für das reale dichterische Geschehen eine Wiederholung bedeuten würde, die unter ästhetischem Gesichtspunkt als Zeichen der Schwäche, gar als Manier auszulegen wäre. Daß Hölderlin im Herbst oder Winter 1800/01 bei der metaphorischen Schilderung Griechenlands als eines Saals beide Vergleichsglieder identifizierend nennt, spricht nicht gegen, sondern für die Möglichkeit, daß er wenig später bei einer ähnlichen Vorstellung sich mit dem Bild hat begnügen können, wobei mit einzelnen Epitheta wie *grüne Teppiche* und *geebneter Boden* sowie der Wendung *Freudenwolk'* die Beziehung zur Landschaft noch deutlich genug bleibt. Es gehört zu den inneren Widersprüchen der wissenschaftlichen Dichtungsbetrachtung, daß sie, auf Klarheit bedacht, eine Stelle wie *Von tausend Tischen duftend* für kühner und außergewöhnlicher halten muß als die

Gleichungen *der Boden ist Meer! und Tische die Berge*, wo doch in der Dichtung, die ihr Wesen viel eher in der Einheit der Metapher denn im rationalen Dualismus des Vergleichs hat, gerade jene Ausdrücklichkeit als Ausnahme gelten muß. Und es wäre zu untersuchen, ob solchen Stellen im Spätwerk Hölderlins nicht die Aufgabe zukommt, eine dichterische Sprache zu begründen, welche der ausgeführten Vergleiche und Identifikationen entraten kann. Daß der zweite Gegenbeleg, der Vers aus einer späteren Fassung von *Patmos* (*Von tausend Tischen duftend*), wo durch zwei Wörter des Kontexts, *Asia* und *Länder*, die Metaphorik geklärt ist, aus der Zeit nach der Entstehung von *Friedensfeier* stammt, spricht nicht gegen diese genetische Deutung. Denn auch hier ist nicht der isolierte Beleg und der Grad seiner Ausdrücklichkeit, sondern der Entstehungsvorgang zu beachten. In der vor Februar 1803 abgeschlossenen Reinschrift von *Patmos* lautet die Stelle ohne die fragliche Metapher: *Geheimnisvoll / Im goldenen Rauche, blühte / Schnellaufgewachsen, / Mit Schritten der Sonne, / Mit tausend Gipfeln duftend, // Mir Asia auf . . .* Wenn nun Hölderlin Monate später im Hinblick auf eine neue Fassung an die Stelle von *Gipfeln*: *Tische* setzt und auf dieses Wort unmittelbar der Name *Asia* folgt, so bedeutet das nicht so sehr, daß er auch jetzt noch Wert legt auf eine Kennzeichnung der Metapher als solcher, vielmehr verrät es die Selbstverständlichkeit, die für ihn die metaphorische Bedeutung von *Tisch* inzwischen angenommen hat. Doch selbst wenn man dieses entstehungsgeschichtliche Moment außer acht läßt, darf von da her nicht verlangt werden, daß in der Eingangsstrophe von *Friedensfeier* die allenfalls gemeinte Landschaft mit Namen genannt sei, macht es doch geradezu das Stilgesetz dieser Hymne aus, daß sie (mit der einen Ausnahme von v. 42 *unter syrischer Palme*) weder substantivische noch adjektivische Eigennamen kennt.<sup>7</sup>

Indessen soll über der Problematik der beiden Belege aus  
7 Vgl. Kempter, *Das Leitbild*, S. 88.